
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 265. Bromberg, den 23. November 1929.

Der Buchstabe „E"

Kriminalroman von **William Le Queux.**

Ins Deutsche übertragen von **Dr. Otto Borschke.**

(12. Fortsetzung.) ——

Ich brachte das Gespräch sofort auf die Vorteile Grindelwalds im Sommer und im Winter und fügte hinzu:

„Ich habe die Absicht, heuer im Sommer im Oberland Touren zu machen und will über den Rosenlauer gehen. Zu diesem Zwecke brauche ich auch die Schuhe."

„Über den Rosenlauer", wiederholte er. „Seien Sie vorsichtig und nehmen Sie sich einen guten Führer. Im vergangenen Juni kamen englische Touristen samt einem Führer dort ums Leben und ihre Leichen konnten bis heute nicht gefunden werden. Der verunglückte Führer, Fritz Hirsch, war mir gut bekannt, wie auch sein Vater."

„Sehr traurig", erwiderte ich. „Ich glaube, ich las in der Zeitung davon."

„Es wurde nicht viel darüber verlautbart, denn wenn zu viel Aufhebens von dem Falle gemacht würde, dann würden vielleicht die Touristen das Oberland meiden. Doch ich habe Grund genug, daran zu denken — meine arme Tochter!"

„Ihre Tochter?" fragte ich. „Wieso hat die damit zu tun?"

„Sie war mit Fritz verlobt. Stellen Sie sich den furchtbaren Schlag vor, als sie von seinem Tode erfuhr!"

„Entsetzlich", rief ich aus. „Wie ich hörte, war er ein braver, junger Mann, der verläßlichste Führer im Oberland."

„Das war er auch, doch sein Leben fand ein rasches Ende, wie es so manchen auf den trügerischen Gletschern ergeht."

Ich schwieg einen Augenblick, um mir meine weiteren Fragen zu überlegen.

„Hoffentlich hat sich Ihre Tochter von dem Schlage schon erholt?" fuhr ich dann fort.

„Leider nicht, mein Herr — ich fürchte, sie wird sich überhaupt nicht mehr davon erholen. Sie denkt immer an ihren armen Fritz, den bravsten und aufrichtigsten Burschen des ganzen Kantons", setzte er hinzu und seufzte.

„Es war ein tragischer Fall", sagte er bedauernd. Ich machte keine Erwähnung davon, daß ich den einzigen Überlebenden der Partie schon gesprochen und aus seinem eigenen Munde erfahren hatte, wie sich das Unglück zugetragen hatte.

„Die englische Dame, die dabei ums Leben kam, war sehr gut zu meiner Tochter", fuhr der Schuhmacher fort. „Anna machte zwei oder drei Klettertouren mit ihr und nach jeder gab ihr Lady Erika ein kleines Andenken. Nach dem Unglücksfall ging Anna nach England und erhielt in London eine Stellung bei einer großen Bankfirma."

„In London?" rief ich überrascht aus. „Ist sie noch immer dort?"

„Ja, sie ist bei den Brüdern Petersen in der Lombard Street. Sir Hug Petersen hat sie erst kürzlich befördert und ihr ein höheres Gehalt bewilligt."

„Sie scheint also einen guten Posten zu haben", sagte ich, und merkte mir die Adresse im Geiste.

„Gewiß, heuer bekommt sie drei Wochen Urlaub und wird herkommen", erwiderte ihr Vater.

Im Laufe des weiteren Gesprächs erzählte mir der alte Mann noch, daß sie in Bayswater wohnte.

Den Rest des Tages verbrachte ich in Bern und besuchte den Bärenzwinger und das alpine Museum. Nach dem Abendessen stieg ich in den Zug und fuhr im Schlafwagen über Calais nach London.

Als ich dort anlangte, erwartete mich eine große Überraschung.

14. Kapitel.

Die blonde Anna.

Ein nett gekleidetes, blondes Mädchen mit rundlichem Gesicht und grauen Augen streifte eines Abends beim Eingange zur Untergrundbahnstation Hauptpostamt beim Vorbeigehen zufällig an mich an und riß mir dabei meine Zigarettendose aus der Hand, so daß deren Inhalt auf den Boden fiel und von den Füßen der heimwärts eilenden Passanten zertreten wurde.

„O, entschuldigen Sie!" sagte sie mit einem fremdländischen Akzent und wollte die nassen und schmutzigen Zigaretten aufheben.

„Es war nur ein Zufall," erklärte ich lächelnd, „bitte lassen Sie nur die Zigaretten liegen und bemühen Sie sich nicht weiter." Sie reichte mir meine silberne Tabatiere, die ich sehr schätzte, da sie von meinem Vater stammte.

Wir gingen nebeneinander weiter, fuhren mit dem Lift hinunter und da wir fanden, daß wir beide in die gleiche Richtung fuhren, stiegen wir in denselben Zug. Wir fanden nebeneinander Platz und ich begann ein Gespräch mit ihr. Ich beglückwünschte mich im Stillen zum Erfolg meiner Kriegslist, denn an den drei vorangegangenen Abenden war ich vor dem Bureau der Brüder Petersen in der Lombard Street auf Posten gestanden und hatte das Mädchen herauskommen und heimgehen gesehen. An diesem Abend aber hatte ich den Entschluß gefaßt, wenn möglich, mit ihr ein Gespräch zu beginnen.

Ich hatte Erfolg gehabt. Zuerst war sie sehr zurückhaltend, doch sie hielt sich jedenfalls wegen ihrer Ungeschicklichkeit verpflichtet, höflich zu sein und begann dann mit mir zu plaudern.

„Sie sind keine Engländerin", bemerkte ich.

„Nein. Die meisten Leute halten mich für eine Deutsche, wahrscheinlich, weil ich blonde Haare habe, doch ich bin eine Schweizerin aus Bern."

„Sind Sie in Bern geboren?" fragte ich. „Sie sprechen sehr gut englisch, wo haben Sie es gelernt?"

„Ich bin in Grindelwald zur Welt gekommen", erklärte sie.

„Auch ich kenne Grindelwald, Brienz, Interlaken und noch einige andere Orte dort in der Gegend", sagte ich, „und

will im kommenden Sommer wieder nach Interlaken, um mich dort im Klettern zu üben."

„Im Klettern?" wiederholte sie. „Seien Sie vorsichtig, es ist sehr gefährlich. Jedes Jahr gibt es Unfälle, besonders auf den Gletschern."

Als wir in der Station Queens Road in Bayswater angekommen waren, fuhren wir im Lift hinauf und als wir ausstiegen, sagte ich:

„Gute Nacht, Fräulein. Meine Zigaretten habe ich zwar verloren, dafür aber eine angenehme Begleiterin gefunden."

„Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie mich wegen meiner Ungeschicklichkeit nicht zusammengeschimpft haben", erwiderte sie in ihrem reizenden, gebrochenen Englisch.

Ich lüftete meinen Hut und wir gingen jeder unserer Wege.

Eine Stunde später saß ich mit Curtis und Elsie in meiner Wohnung.

Während Curtis eine meiner Zigaretten rauchte, erzählte ich ihm das Ergebnis meiner Schweizerreise, sowie von meinem Zusammentreffen mit dem blonden Fräulein Huber.

Beide hörten mir gespannt zu; ich wartete, was Elsie nun als Nächstes zu tun vorschlagen würde.

„Mir kommt Einiges verdächtig vor", begann sie. „Krebs lebt in bedeutend besseren Verhältnissen, als vor dem Unfall; er hat jetzt eine Zimmerei, die er früher nicht hatte, und geht jeden Abend ins Hotel Hof, um dort seinen Wein zu trinken und zu plaudern. Als du ihn nach dem Aufenthaltsort der Anna Gruber fragtest, behauptete er, daß er ihn nicht kenne."

„Er kannte ihn auch nicht", sagte ich.

Sie lachte. „Er wußte aber sicher ganz gut, daß ihr Vater den Schuhmacherladen in Bern übernommen, und daß das Mädchen die Schweiz verlassen hatte. Es ist demnach klar, daß er einen wichtigen Grund dazu hatte, dich irre zu führen."

„Warum aber?"

„Ja, das Ganze ist eine große Frage", sagte Curtis, der auf der anderen Seite des Kamins saß und nachdenklich seine Zigarette betrachtete.

Seine Bemerkung ärgerte mich. Ich warf meine Zigarette in die Aschenschale und sagte:

„Ich gebe zu, daß das Ganze ein großes Rätsel ist, doch können wir auf eine Lösung stoßen, wenn wir Ausdauer haben."

„Wir sind beide deiner Ansicht", sagte Elsie. „Wenn es dir recht ist, werde ich das Schweizer Mädchen an einem oder zwei Abenden beobachten."

„Ausgezeichnet!" rief er aus. „So werden wir bald wissen, wer ihre Freunde sind."

Wir besprachen dann noch unseren Plan näher.

Ich hatte meiner Wirtin in Riverside Road die Miete im voraus bezahlt, so schrieb ich ihr denn ein paar Zeilen, um meine Abwesenheit zu erklären, denn meine eigene Wohnung war mir natürlich bequemer. Außerdem interessierte mich jetzt hauptsächlich die Art der Verbindung, die zwischen dem alten Faßbind und Erika Courtland bestand.

Während Elsie am nächsten Abend das Schweizer Mädchen beim Fortgehen aus dem Bureau beobachtete, begab ich mich in die Fitzjohns Avenue und wartete in der Nähe von Faßbinds Hause. Doch obwohl ich den ganzen naßkalten Abend hindurch wachsam auf meinem Posten ausharrte, sah ich nur den jungen Faßbind aus dem Hause kommen. Ich folgte ihm und sah, wie er sich mit einem schlanken, großen Mädchen traf und mit diesem in der Richtung nach Hampstead weiterging. Gegen elf Uhr, als ich schon in meiner Wohnung war, rief mich Elsie an und teilte mir mit, daß das Mädchen, das sie beobachtet hatte, direkt nach Hause gegangen war und nicht mehr das Haus verlassen habe.

Beinahe eine Woche lang überwachte ich das Haus in Hamstead, während Elsie die Schweizerin nicht aus den Augen ließ, doch alles war vergebens, Erika Courtland schien verschwunden zu sein.

Nacht für Nacht saß ich auf meinem Posten und ließ das geheimnisvolle Haus gegenüber nicht aus dem Auge, doch nichts war von ihr zu sehen. Nach Einbruch der Dunkelheit traten die beiden Männer, der jüngere und der ältere, aus dem Haus und gingen in das Gasthaus, gelegentlich ging auch der eine oder andere von ihnen in den kleinen Kaufladen, besorgte dort seinen Einkauf und plauderte mit der Inhaberin.

Eines Nachmittags begab ich mich ebenfalls in den Laden, um mir ein paar Zigaretten zu kaufen. Der Inhaberin gegenüber ließ ich die Bemerkung fallen, daß ich einige Zeit von London abwesend gewesen sei und fragte nach dem jungen Mädchen, das in dem verschlossenen Hause wohnte.

„Ich habe sie schon seit mehr als einer Woche nicht gesehen," erklärte die Kaufmannsfrau, „sie muß weg sein. Die beiden Männer kommen des Abends öfter her; wie mir der eine von ihnen gestern sagte, kochen sie sich jetzt selbst."

„Ist das Mädchen öfters weg?" fragte ich so nebenbei.

„O ja, sie ist manchmal schon eine Woche lang weg gewesen. Da kommt dann immer eine andere, eine Blonde. Ich glaube, sie ist tagsüber in der City beschäftigt, doch abends kommt sie her und kocht den Männern."

„Ist sie jemals hier bei Ihnen gewesen?"

„Oft genug. Sie dürfte eine Deutsche sein und trägt ihr blondes Haar in Flechten über die Ohren gelegt."

„Heißt sie vielleicht Anna?"

„Ja, man ruft sie so — ich erinnere mich jetzt."

„Den Familiennamen wissen Sie nicht?"

„Nein, ich habe ihn nie gehört."

Sollte Anna Huber zeitweilig hierher kommen?

Lady Erika war der Schweizerin gegenüber sehr freundlich gewesen und hatte sie bei mehreren Touren mitgenommen. Ob sie wohl das Mädchen hatte nach London kommen lassen und aus welchem Grunde? Wieso hatte sie, die Tochter eines englischen Edelmannes, ein solches Interesse an der Tochter eines unbekannten Schweizer Schusters?

Am Tage vor meiner Abreise in die Schweiz war ich in der Redaktion der „Daily Graphic" gewesen und hatte dort nach vielem Suchen in einigen alten Nummern, die vor anderthalb Jahren erschienen waren, mehrere Bilder der Lady Erika Thurston gefunden. Das eine zeigte sie mit ihrer Mutter auf einem Spaziergange in Cannes, das zweite bei einer Skipartie in St. Moritz und das dritte in der Toilette, in der sie zum erstenmal beim Hofball erschienen war. Das Gesicht war das gleiche, wie jenes des defekt gekleideten Mädchens, das im Verborgenen in Riverside Road lebte und in jenem kleinen Kaufladen die zu seinem Bedarf nötigen Lebensmittel einkaufte.

So hatte ich einwandfrei festgestellt, daß Erika Courtland tatsächlich die angeblich verunglückte Tochter des Grafen von Runswick war.

Zwei Abende nach meiner Unterredung mit der Kaufmannsfrau sah ich gegen acht Uhr von meinem Fenster aus, wie ein Mädchen, in dem ich sofort Anna Huber erkannte, die Stufen zu dem geheimnisvollen Hause emporstieg und wie das Tor von selbst aufging. Sie trug ein Paket, als sie aber um halb elf Uhr wieder fortging, hatte sie dieses nicht mehr bei sich.

Ich war überzeugt gewesen, daß sich Erika nicht in dem Hause befand, doch nun stieg mir der Gedanke auf, ob sie nicht vielleicht krank war. Hatte Anna Huber sie vielleicht besucht?

Doch die Tage vergingen, und da von Erika noch immer nichts zu sehen war, überlegte ich, ob sie sich nicht gar von ihren Gefährten getrennt habe.

Während drei Wochen sah ich Anna Huber zweimal in das Haus gegenüber treten. Beim zweiten Male wußte ich, daß meine Kusine sie beobachtete und ihr bis zur Ecke der King Street gefolgt war. Wer beschreibt daher mein Erstaunen, als ich, kaum daß das Mädchen im Hause verschwunden war, denselben jungen Franzosen daherschlendern und an dem Hause vorbeigehen sah!

Er wartete dann in der Nähe, bis die Schweizerin wieder fortging und folgte ihr dann wieder.

Daß sich Erika nicht mehr in Riverside Road aufhielt, war klar, ich wandte daher meine Aufmerksamkeit wieder der Fitzjohn Avenue zu und nachdem ich dort vier Abende in Wetter und Wind auf dem Posten gestanden hatte, wurde meine Ausdauer endlich belohnt.

Gegen elf Uhr, als ich eben meine Wache aufgeben wollte, ging das Tor geräuschlos auf, eine dunkle Gestalt ohne Hut und Mantel schlich heraus und eilte nach der Richtung, wo ich stand. Eilig schritt sie dahin, ich hatte sie aber doch erkannt.

Sie fuhr zusammen, als ich meinen Hut zog und sie ansprach.

Nur eine Sekunde lang war sie stehen geblieben, dann hastete sie mit verdoppelter Geschwindigkeit weiter, ohne auch nur ein Wort zu sprechen.

„Fräulein Courtland, kann ich Ihnen vielleicht irgendwie behilflich sein?" fragte ich, da ich sah, daß sie ohne Hut war und jedenfalls einen dringenden Weg hatte.

Als sie aber bei einer Straßenlaterne vorüberkam, sah ich, daß sie totenbleich war; in ihren Augen lag ein irrer Ausdruck und in ihrem Mundwinkel stand ein Blutstropfen. Sie schien zu Tode erschrocken.

„Was ist geschehen?" fragte ich überrascht. „Hören Sie, Fräulein Courtland, lassen Sie mich doch Ihnen behilflich sein. Sagen Sie mir, was geschehen ist — Sie kennen mich doch, ich bin Remington."

Aber sie starrte mich bloß an, ohne mich scheinbar zu erkennen, und wäre davongeeilt, wenn ich sie nicht beim Arm gefaßt hätte.

„Sie sind wirklich nicht in der Verfassung, so allein auf die Straße zu gehen, auch haben Sie weder Hut noch Mantel und überdies beginnt es zu regnen. Ich bringe Sie zurück, oder wohin Sie sonst wollen."

„Zurück?" schrie sie voll Entsetzen auf. „Niemals!"

„Dann kommen Sie mit mir in meine Wohnung," drängte ich. „Ich sehe, Sie sind krank, sehr krank! Sie kennen mich doch, nicht? Vertrauen Sie mir!"

Sie sah mich mit einem seltsamen Blicke an, dann lächelte sie, als ob sie mich jetzt erkannt hätte, und sagte leise, fast flüsternd:

„Ja, ich kenne Sie — ich — —"

Sie taumelte und wäre zu Boden gestürzt, wenn ich sie nicht beim Arm gehalten hätte.

(Fortsetzung folgt.)

40 Millionen Grad Hitze.

Unvorstellbare Temperaturen im Innern der Sterne.

Von Wilhelm Ackermann.

Der Leser, der in einem Aufsatz die Angabe findet, daß die Sonne an ihrer Oberfläche eine Temperatur von rund 6000 Grad aufweist, wird vielleicht weniger über diese ungeheuere Hitze erstaunt sein — denn ähnliche Temperaturen erzeugen wir in unseren Laboratorien auf der Erde auch — als darüber, daß man auf eine Entfernung von fast 150 Millionen Kilometern derartige Messungen überhaupt vornehmen kann. Sein Erstaunen wird noch wesentlich größer werden, wenn er vernimmt, daß die moderne Sternkunde auch die Temperaturen im Innern der oft viele Lichtjahre von uns entfernten Sterne mit überraschender Genauigkeit zu bestimmen vermag, Temperaturen, die in die Millionen von Graden gehen.

Wie sind die Astronomen in der Lage, derartige Behauptungen mit so großer Bestimmtheit aufzustellen? Der Ingenieur, der die Tragkraft eines Pfeilers, die Spannung in einer Brückenkonstruktion wissen will, findet diese, wie jeder weiß, nicht durch unmittelbare Messung, sondern auf dem Wege der Rechnung, und kommt so zu durchaus zuverlässigen Ergebnissen. Genau so arbeitet der Astronom. Er weiß, daß die Sonne gleich den übrigen Sternen ein Gasball, allerdings von riesiger Größe, ist. Ein solches Gebilde kann als stabil angesehen werden, wenigstens ändert es sich auch in Jahrhunderten nicht merklich, so daß also die in seinem Innern wirkenden Kräfte einander das Gleichgewicht halten müssen. Dabei wird nun auf jeden Punkt im Innern von den oberen Gasschichten ein bestimmter Druck ausgeübt; zugleich strebt das dem Mittelpunkt näher befindliche Gas infolge seiner Spannkraft nach der Oberfläche der Kugel. Beide Kräfte müssen einander auf die Dauer aufheben. Die Spannkraft eines Gases beruht auf der Bewegung seiner Atome, die sich voneinander nach allen Richtungen zu entfernen streben. Ihre Energie erhält die Spannkraft durch die Wärme. An Hand dieser Naturgesetze läßt sich nun mittels bestimmter Formeln eine verhältnismäßig genaue Bestimmung der Temperatur erreichen, die in jeder beliebigen Entfernung von der Oberfläche eines Sterns herrscht.

Wenn nun ein Stern eine Anhäufung von Gasen ist, müssen doch — so folgert der Laie — alle an seiner Oberfläche befindlichen Stoffteilchen infolge der Schwerkraft nach der Mitte zu fallen. Warum geschieht das nicht? Nun, weil die Gasatome unter der äußersten Schicht infolge der Spannkraft dauernd schwache Stöße ausführen, so daß die in der Tat nach unten sinkenden Teilchen wieder nach oben zurück gestoßen werden. Steigt nun die Temperatur des Sterns, so wächst die Stärke dieser Stöße. Die Folge ist, daß der Stern sich ausdehnt. Es ist aber noch ein weiterer Faktor in Rechnung zu stellen: die Dichtigkeit der Sternmaterie; anders gesagt: die Anzahl der Atome in einem bestimmten Raumteil. Die Masse nun, aus der die Sonne besteht, ist dem Astronomen bekannt. Indem er sie als Grundlage nimmt und die übrigen Faktoren entsprechend berücksichtigt, kann er beweisen, daß sich kein permanenter Stern aus der Masse, die unsere Sonne bildet, aufbauen läßt, wenn seine mittlere Temperatur nicht zehn Millionen Grad beträgt. Berücksichtigt man weiter, daß der Wärmeübergang von den verhältnismäßig kühlen äußeren Schichten zur Mitte sich gleichmäßig vollzieht, so erhält man für den Mittelpunkt der Sonne die kaum vorstellbare Temperatur von rund vierzig Millionen Grad.

Die Zahl mag um einige Tausend Grad nach oben oder unten schwanken, sie kommt praktisch jedenfalls der Wirklichkeit nahe. Man wende auch nicht ein, daß es sich hier um bedeutungslose Ziffern handele, bei denen man sich nichts denken könne. Wärme ist die Bewegungsenergie der Atome, und aus den gefundenen Temperaturangaben ergibt sich ohne weiteres, wie schnell sich diese kleinsten Teilchen an einem gegebenen Orte bewegen. So haben z. B. bei der sogenannten „Zimmertemperatur" die Luftmoleküle eine Geschwindigkeit von 500 Sekundenmetern. Sie würde auf 150 Sekundenkilometer steigen, wenn man die Temperatur auf vierzig Millionen Grad erhöhen könnte. Dem Astronomen erscheint eine so rasende Geschwindigkeit nun durchaus nicht überwältigend, denn mit ihr bewegen sich zahlreiche Sterne durch den Weltraum. Schon die Erde auf ihrem Laufe um die Sonne erreicht dreißig Sekundenkilometer. Und ebenso empfindet der Forscher daher auch Temperaturen von vierzig Millionen Grad durchaus nicht als etwas Unmögliches, vorausgesetzt, daß Sterne und Atome den gleichen Gesetzen unterliegen. Darüber, daß dies der Fall ist, herrscht heute auf Grund der neuesten Entdeckungen kein Zweifel mehr.

Pappsnut.

Skizze von Otto Anthes.

In Lübeck war ums Jahr 1800 in der Beckergrube nach dem Hafen hinunter eine kleine volkstümliche Schenke mit einem Wirt, dessen eigentlichen Namen nur noch das Kirchenbuch wußte, da er von jedermann nur „Pappsnut" geheißen wurde. Die Natur hatte ihn nämlich mit allen guten Gaben ausgestattet und ihm nur eine vorenthalten: ihm fehlte von Geburt an die Nase. Nun gab es damals zwar noch nicht wie heute solche Künstler unter den Ärzten, die jedweden fehlenden Körperteil mitsamt Haut und allem Zubehör zu ersetzen wissen. Aber unserm Wirt hatte doch ein geschickter Mann eine Pappnase angefertigt, die, zart rosig angemalt und durch eine verschmitzte Feder befestigt, beinahe einer echten Nase gleich kam und eigentlich nur den einen Mangel hatte, daß sie ihre Farbe nicht verändern konnte, so daß ihr Besitzer, wenn sein übriges Gesicht sich im Laufe des Abends mehr und mehr rötete, allerlei Witze anhören mußte, die darauf hinaus liefen, daß andere Leute vom Trinken eine rote, er aber eine bleiche Nase bekäme. Das focht ihn indes wenig an. Nur wenn sich unter den Gästen Streit erhob und zu Tätlichkeiten fortzuschreiten drohte, dann nahm er mit einem schnellen Griff seine Nase ab, steckte sie in die Tasche und warf mit sorgfältiger Unterscheidung eine der

streitenden Parteien vor die Tür, um alsdann wieder mit einem Klapp die Nase an ihren Ort zu setzen und sich hinter seine Tonbank zurück zu verfügen.

Pappsnut betrieb sein Gewerbe in einem schmalen, nur zwei Fenster breiten Häuschen. Nachbarlich zu seiner Rechten stand ein stattliches Patrizierhaus, in dem eine reiche alte Dame wohnte. Sie hieß Madame Consurius und war mit sämtlichen vornehmen Familien der Stadt verwandt, hielt aber dennoch gute Freundschaft mit Pappsnut.

Nun kam das Jahr 1806. Der preußische General von Blücher hatte sich, von der unglücklichen Schlacht bei Jena kommend und von den Franzosen in die Enge getrieben, nach Lübeck hinein geworfen, war aber alsbald von dem Marschall Bernadotte wieder verdrängt worden, der nun seinerseits einrückte. Er warf dem Rat vor, daß er durch die Aufnahme Blüchers in die Mauern der Reichsstadt die schuldige Neutralität gebrochen habe — ein offenbarer Unsinn, da Blücher ganz und gar nicht um Erlaubnis gebeten und man überdies der Sicherheit halber das eigene reichsstädtische Militär beizeiten in Urlaub geschickt hatte. Aber diese Einwände wurden überhört und den französischen Soldaten erlaubt, die Stadt zur Strafe ein wenig zu plündern. Die Franzosen solcher Tätigkeit von vielen Kriegszügen her gewöhnt, machten sich mit ruhiger Sachlichkeit, ohne Lärm und Schießerei, an die Arbeit, so daß Pappsnut nicht einmal gemerkt hatte, wie auch seine Nachbarin Besuch bekam. Als sie ihn aber aus einem Fenster des Flügels über den Hof hin zur Hilfe rief, beeilte er sich, dem Notschrei Folge zu leisten. Da er in das große Wohnzimmer trat, fand er drei Kerle gerade über einem kunstvoll gearbeiteten Würfelbecher. Der stach ihnen in die Nase, und mehr noch die Würfel selbst, in deren Elfenbein kleine schwarze Perlen als Augen eingesetzt waren. Pappsnut nahm ihnen kurzerhand die Dinge weg, schüttelte die Würfel im Becher und sagte gleichsam einladend: „Wulle wu?" — Denn er war überhaupt sprachenkundig von seinem Hafenverkehr her, und ein bißchen Französisch damals, in den Zeiten Napoleons, erst recht einem jeden geläufig. Die Franzosen von seiner Keckheit betroffen, ließen ihn gewähren, und so warf er denn auf den ersten Hieb drei Sechsen.

„Dus, Dus!" rief er. Es waren ja wie gesagt achtzehn Augen, aber sein französisches Zahlensystem ging über die Zwölf nicht hinaus. Darauf reichte er mit weltmännischer Gebärde den Becher dem nächsten Franzosen, der auch wahrhaftig zugriff und vierzehn Augen warf.

„Perdü!" rief Pappsnut, griff dem Kerl in die Tasche und zog zwei silberne Löffel heraus, die sich dort schon ganz heimisch zu fühlen angefangen hatten.

Nun aber war es aus mit der Gemütlichkeit. Die Franzosen huben erschrecklich an zu schimpfen, und der um seine Beute Gebrachte schlug Pappsnut sein gesticktes Käppchen vom Kopfe. Als Pappsnut ihn darauf mit einem tüchtigen Stoß vor den Magen in die Ecke warf, schlug ihm der zweite mit der Faust mitten ins Gesicht. Die Wirkung war furchtbar. Denn plötzlich stand da ein nasenloser Mensch, der aber weder blutete noch sonst in seiner Gesundheit beeinträchtigt schien, nach den mörderischen Hieben zu schließen, mit denen er über die beiden noch Unversehrten herfiel. Ein blasses Entsetzen bemächtigte sich der Franzosen, denen dies nicht mit rechten Dingen zuzugehen schien; und unter dem Geschrei: „Un fantôme! Un fantôme!" (ein Gespenst! ein Gespenst!) liefen sie, so schnell sie konnten, aus dem Hause.

Als sie fort waren, kroch Pappsnut unter den Tisch und holte seine Nase hervor. Die war besser davon gekommen, als man hätte denken sollen. Denn der Hieb hatte sie nur seitlich getroffen, worauf sie durch die Kraft ihrer Feder losgeschnellt und vor schlimmeren Schädigungen behütet worden war. Indem Pappsnut sie ein wenig zurecht drückte, bekam sie ihre ursprüngliche Schönheit fast unversehrt zurück. Madame Consurius erschöpfte sich in Danksagungen und wollte durchaus wissen, wie sie sich erkenntlich zeigen könnte. Aber Pappsnut sagte: „Laten Se dat man god sin, Madame! Dat war mich en reinet Vergnögen. Un Unkosten hew ick da tje voch nich von hatt."

„Aber die Nase, Herr Pappsnut, Ihre Nase!" drängte sie.

„Tje", sagte er schließlich, „en lütten Knick hett se tje davon affreg. Vör alle Dage geit se noch ganz god. Awwer wenn Se denn mit Gewalt — denn laten Se mich man eene nige vör'n Sündag maken."



Bunte Chronik



* **Die Entfettungskur für . . . Eichhörnchen.** Unfreiwillig komisch wirkt eine Erklärung der Bostoner Stadtverwaltung, die jüngst in allen Bostoner Zeitungen erschien und außerdem in Form eines strengen Verbotes durch öffentlichen Anschlag bekanntgegeben wurde. — Sie gilt den Besuchern des „alten Friedhofes", einer ehemaligen Begräbnisstätte und nunmehr nahezu der einzigen größeren Parkanlage im Innern der Stadt, die sich eines herrlichen alten Baumbestandes erfreut. In diesen alten Bäumen pflegen zahlreiche Eichhörnchen zu hausen, die zur Freude der tierliebenden Bevölkerung auf den Wegen und Parkanlagen ihr Wesen treiben, und gerade ihnen gilt die (soll man sagen: väterliche?) Fürsorge der städtischen Machthaber. Nämlich: Es ist festgestellt, daß die Bostoner Eichhörnchen sämtlich an Korpulenz leiden, alldieweil sie von den Parkbesuchern so reichlich mit Brotkrumen und Nüssen aller Art gefüttert werden, daß sie es verschmähen, sich nach alter Eichhörchentradition kletternder- und springenderweise ihre Nahrung in der Natur zusammenzusuchen. Die Folgen dieser mangelnden Gymnastik sind, daß die Eichhörnchen, faul und allzu wohlgenährt, wie sie sind, von allerlei Beschwerden heimgesucht werden, die uns aus dem Leben eines überfütterten Schoßhündchens bereits hinlänglich bekannt sind. Nach den Beobachtungen des Bostoner Parkdepartements sind in letzter Zeit zahlreiche Eichhörnchen an gastrischen Krankheiten eingegangen, und es steht zu befürchten, daß sie binnen kurzem völlig dezimiert sein werden, wenn ihre üppige Lebensweise nicht eingeschränkt wird. Es sind also die obenerwähnten Verbote bzw. Warnungen ergangen, und eine Anzahl von Parkwächtern ist dazu angestellt worden, um Übertretungen dieser Verbote zu verhindern.

* **Der Häuserbau in acht Stunden.** Die Technik des Häuserbaues hat in den letzten Jahren ungeheure Fortschritte gemacht. Besonders das Tempo des Bauens konnte in einer Weise beschleunigt werden, die vor wenigen Jahren noch als phantastisch erschienen wäre. Und nun soll es gar möglich sein, ein normales Haus in acht Stunden fix und fertig zu bauen oder vielmehr, richtiger gesprochen, zusammenzustellen und zu gießen wie eine Glocke oder Statue. Den Rekord kann diesmal ausnahmsweise nicht Amerika für sich beanspruchen, vielmehr soll in Holland, das ja heute im Wohnungsbau überhaupt das fortschrittlichste Land Europas ist, die neue Blitzbaumethode erfunden worden sein. Zwei holländische Ingenieure, Halms und Small, sind die Erfinder, und es ist ihnen tatsächlich bereits gelungen, den praktischen Beweis zu liefern. In acht Stunden haben sie in einer Vorstadt von Haarlem ein Haus hingestellt. Aus genau zusammengepaßten Eisenträgern und Platten wird Gerüst und Verschalung aufgebaut und dann in die fertige Form des Hausgerippes hinein ein neuartiger, besonders schnell verhärtender Beton gegossen, der ein Gemisch aus Zement, Sand, Teer und Eisen darstellt und vorläufig das Geheimnis des Erfinders bleibt. Die ganze Innenseite der Verschalung ist chemisch so bearbeitet worden, daß sie sich nachher leicht ablösen läßt. Das ist allerdings erst nach drei Tagen möglich, die man also zu den acht Stunden eigentlich hinzurechnen muß. Wenn die Methode sich wirklich bewährt, könnten die Kosten eines Neubaues gewaltig vermindert werden und die beiden holländischen Ingenieure verdienten als Wohltäter der Menschheit gefeiert zu werden. Vorerst sind sie, um alles Mißtrauen zu zerstreuen, gleich selbst in ihr Achtstundenhaus eingezogen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.